

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 10 (1934)
Heft: 51

Artikel: Begegnung mit einem bösen Tier [Fortsetzung]
Autor: Castell, Alexander
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-755017>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der italienisch-abessinische Konflikt

Die aus den bekannten Grenzzwischenfällen entstandene Spannung zwischen Italien und Abessinien hat nicht nachgelassen. Italien verlangt von der Regierung in Adis-Abeba Sanktionen; Abessinien seinerseits ist in der Angelegenheit an den Völkerbund gelangt. Bild: Italienische Offiziere des Kolonialheeres vor einem Fort an der Grenze von Somaliland - Abessinien.



Dr. Alfons Iten
Staatsanwalt von Zug, ist an Stelle von Josef Hildebrand in den Ständerat gewählt worden. Aufnahme Photopress



Dr. Robert Petitmert
Mitglied des waadtländischen Kantonsgerichtes und Justizoberstleutnant, ist an Stelle des zurückgetretenen Dr. Thelin ins Bundesgericht gewählt worden.



Ingenieur E. Stirnimann
ist an Stelle des verstorbenen G. Kruck in den Zürcher Stadtrat gewählt worden. Aufnahme Photopress



Minister Masa-Aki Hotta
der neue japanische Gesandte in Bern, hat dem Bundesrat sein Beglaubigungsschreiben überreicht. Aufnahme Rohr



Der Eid auf den König

In der jugoslawischen Hauptstadt Belgrad fand vergangene Woche die Vereidigung von Heer und Beamtenhaft auf den jungen König Peter II. statt. Bild: Die höchsten Generäle der jugoslawischen Armee leisten den Eid.

ROMAN VON
ALEXANDER CASTELL

Begegnung mit einem bösen Tier

Copyright 1934 by Alexander Castell

Rosy antwortet nichts darauf, denn Hildegard kommt mit einer duftigen, gelben Omelette, und Rosy schöpft sich heraus. Als sie den ersten Bissen heruntergeschluckt hat, sagt sie munter: «Ihr habt eine gute Köchin...»

«Es liegt nur an dir», lacht Gustav Adolf, «alle Tage von ihren Kochkünsten zu essen.» Hildegard strahlt. Sie ist durch die Gegenwart des alten Herrn wie hypnotisiert. Er sieht sie nie an, behandelt sie wie einen Apparat, der einer bestimmten Funktion dient.

Sie ist sicher auch nicht glücklich, denkt Rosy: «Wie lange bist du schon im Haus?» fragt sie Hildegard.

Gustav Adolf hebt erstaunt den Blick. Hildegard ist terrorisiert. Sie lächelt nur verzagt und antwortet nicht. Als sie wieder draußen ist, fragt Rosy: «Hat sie Angst vor dir?»

Gustav Adolf lacht jetzt: «Wie kommst du darauf? Uebrigens ist Hildegard über vierzig Jahre da...»

«Sie sieht aber nicht gut aus...»

«Hast du die Idee, daß ich daran schuld bin?»

«Aber nein... sie ist ja wohl auch nicht mehr so ganz jung, wie alt ist sie?»

«Ich habe sie noch nie gefragt», repliziert Gustav Adolf.

«Hat es dich wirklich während der vierzig Jahre nie interessiert?»

«Nie...», äußert er in einem Ton, als wollte er sagen: «Du bist wirklich ein merkwürdiges Kind.»

VI. Kapitel.

Es hat gleich nach dem Essen einen großen Konflikt gegeben, da Rosy die Geschichte mit dem Brief erledigen wollte und Gustav Adolf vorschlug, es auf den kommenden Tag zu verschieben. Rosy hatte darüber ihre Augenbrauen zu einem ersten und ärgerlichen Ausdruck zusammengezogen und erklärt, daß sie morgen nach neun weg muß, um den Zehn-Uhr-Schnellzug noch zu erreichen.

Darauf ist sie hinaufgegangen, und der alte Herr sitzt nun am eichenen Tisch, auf dem das geographische Werk in einem alten Schweinsledereinband liegt und ist mißgestimmt. Er hört das Kind oben herumgehen. Hildegard räumt das Geschirr ab.

Da ist nun auch Rosy. Sie hält den weißen Umschlag in der Hand und überreicht ihn Gustav Adolf mit einem sicheren und nicht unzufriedenen Ausdruck, denn sie will nun dieses Geschäft zu Carl Erichs Zufriedenheit erledigen.

Der alte Herr versucht noch einmal eine Ausflucht, indem er das Papier neben sich auf die Tischplatte legt und nach einem Gesprächsstoff sinnt. Aber Rosy hält stand: «Lies jetzt, bitte», sagt sie.

Mit einem mißmutigen Zug um den Mund holt er seine Hornbrille aus der Rocktasche und setzt sie auf. Dann zerreißt er das Kuvert, nimmt den Brief heraus und fährt mit der Hand noch einmal in den Umschlag hinein, ganz automatisch, wie jemand, der die Gewohnheit einer großen Gründlichkeit hat.

Er liest nun und Rosy sieht ihn neugierig an. Als er zu Ende ist, sagt er ruhig: «Wie die Dinge liegen, mußt du hierbleiben...»

Rosy, die offenbar diese plötzliche Wendung nicht begreift, fragt: «Wie meinst du das?»

Er hebt den Kopf: «Das ist ganz einfach, es handelt sich darum, daß ich für dich Sorge...»

«Aber Carl Erich sorgt doch schon für mich...»

«Er wird das nicht mehr lange können...», antwortet Gustav Adolf.

«Wie kannst du das behaupten?» Ihr Ausdruck ist fast verächtlich, «in jedem Fall werde ich morgen früh abfahren...»

«Das wirst du nicht... es besteht jetzt eine Pflicht für mich, zu intervenieren... außerdem bist du minderjährig... du bist noch in einem Alter, wo du zu gehorchen hast...»

«Ich habe in erster Linie meinem Vater zu gehorchen», äußert Rosy bestimmt, «ich unterstehe also ihm und nicht dir...»

«Wenn aber dein Vater ein moralisch minderwertiger Mensch ist, der nicht die Fähigkeit hat, dich zu erziehen und für dein tägliches Auskommen zu sorgen, dann haben die allernächsten Angehörigen die Pflicht einzuschreiten...»

«Großpapa, du bist nicht mehr ganz...», sie hält inne. «Ich denke nicht, daß du zu behaupten wagst, daß ich nicht mehr ganz bei Verstand bin», erwidert er und lächelt.

«Verzeih», sagt sie, «ich wollte dich nicht kränken... Du willst also das Geschäft nicht machen?»

«Nein...»

«In keinem Fall?»

«In keinem Fall...» Es ist still zwischen ihnen.

«Weißt du, worum es sich handelt?» fragt er darauf.

«Nein...»

«Es ist besser...»

«Was willst du damit sagen?»

«Nun, daß es besser ist, daß du es nicht weißt...» Er erklärt ihr nun, daß sie an Carl Erich ein paar Zeilen zu schreiben hat, daß der Großvater das Geschäft nicht macht, daß er bedauert, das Geschäft nicht machen zu können, daß sie, Rosy, sich nicht gut fühlt und noch ein paar Tage hier bleiben will...

«Mußt du eine merkwürdige Meinung von mir haben...» Rosy wiegt gedankenvoll ihren Kopf hin und her: «Glaubst du wirklich, daß du mich veranlassen könntest, Carl Erich anzulügen?»

«Aber es muß doch eine Form gefunden werden, du kannst doch nicht einfach nichts mehr von dir hören lassen...»

«Ich sagte dir doch, daß ich morgen früh abreise...»

«Wenn du morgen abreisest, wird man dich früher oder später hierher bringen...»

«Das glaube ich nicht... ich werde arbeiten...»

«Arbeiten?» Gustav Adolf lacht, zuckt dann nur mit den Schultern. «Du liebes Kind, wenn dein Vater und du wüßten, was Arbeit ist...»

«Im allerschlimmsten Falle könnte ich ja in die Fabrik gehen wie deine jungen Mädchen, die am laufenden Band sind.» Sie sieht ihm in die Augen. Das mit dem laufenden Band hat ihr sehr gut gefallen.

«Aber das hast du, zum Teufel, doch gar nicht nötig.»

«Darf ich jetzt schlafen gehen?» fragt Rosy freundlich.

«Ich bin heute früh aufgestanden, der Zug hat mich müde gemacht, und dann muß ich ja morgen wieder früh aufstehen...» Sie hat den Eindruck, daß es gar keinen Sinn mehr hat, mit dem alten Herrn zu diskutieren. Ob er das Geschäft, das ihm Carl Erich vorschlägt, machen will oder nicht, das ist seine Sache. Was er aber sonst noch daherredet von Erziehung und Hierbleiben ist doch reiner Unsinn; daß er sie außerdem mit dem guten Leben hier verleiten will, Carl Erich aufzugeben, ist gemein, aber man muß im Leben lebenswürdig sein, hatte ihr früher Miß Pemberton gesagt und es hat an-

dererseits auch keinen Sinn, sich mit dem schrullenhaften alten Herrn zu überwerfen. Sie wird selbst tun, was sie für gut hält, und daß ein Mädchen zu seinem Vater gehört, besonders wenn es ihm nicht sehr gut geht, ist so sonnenklar, daß es dafür keine großen Verhandlungen braucht.

Gustav Adolf ist aufgestanden und hat sich ans Fenster gestellt. Gegenüber ist eine Wiese mit Bäumen, die jetzt mit dem Abend dunkler werden.

Rosy wartet ein paar Atemzüge und hebt wieder an: «Ich danke dir also vielmals. Du hast mich sehr gut aufgenommen, es war reizend, mit dir zu Nacht zu essen, hoffentlich kann ich es wieder einmal. Ich werde jetzt in Mamas Zimmer schlafen und mich vorher noch ein wenig an das Dachfenster stellen und in die Nacht hinaussehen; das hat sie wohl selbst oft getan und ich will an sie denken, das wirst du doch gewiß natürlich finden und das alles werde ich morgen abend Carl Erich erzählen, nur das Gute, das ich hier erfahren habe und nicht das Böse, das du über ihn gesagt hast, es würde ja auch gar nichts nützen und ihn nur kränken, und dich könnte es vielleicht später auch reuen, wenn du daran dächtest, wie ungerecht du ihm gegenüber warst. Denn es ist sicher nicht gut, wenn man ungerecht ist, man muß jedem Menschen, auch wenn man ihn nicht versteht, seine Art lassen, denn, wie du selbst sagst, ist ja die Natur dafür verantwortlich, und die Natur wird schon wissen, warum sie das alles macht.»

Rosy schöpft Atem. Sie ist selbst erstaunt, was sie da alles daherredet. Ein Wort hat dem anderen gerufen, sie könnte noch lange so dozieren, denn sie ist im Grunde sehr aufgeregt. Carl Erich hatte ihr gesagt, daß es sich um ein für ihn sehr wichtiges Geschäft handelt, nun kommt sie mit leeren Händen zurück. Das ist doch furchtbar traurig. Und sie hat den Eindruck, daß bei dem alten Herrn nichts zu erreichen ist. Er ist stark und fest in sich, er ist reich, und reiche Menschen denken oft, sie seien sehr klug. Sie haben diesen Glauben, weil die anderen ihnen aufmerksam zuhören, aber sie hören nicht zu, weil etwas sehr Kluges gesagt wird, sondern weil hinter dem Wort so viel Geld steht und weil dieses Geld dem Wort einen ganz besonderen Ausdruck gibt... Das hat Carl Erich einmal gesagt, und Rosy findet es sehr richtig und sie hat diese Wahrheit eben an ihrem eigenen Großvater erfahren.

Dieser dreht sich jetzt um. Er scheint etwas müder zu sein. Er sagt mit einer gewissen Traurigkeit: «Es hat wirklich keinen Sinn, daß du gehst. Wir haben jetzt noch zwölf Tage bis zum Ersten, und am Ersten hat dein Vater seine Fälligkeit, und wenn er nicht zahlen kann... er macht eine große, hoffnungslose Geste.»

«Was sagst du da?» fragt Rosy leicht gereizt.

«Daß dein Vater auf den Ersten eine Verpflichtung hat... und daß er, wenn er nicht zahlen kann...»

«Man hat ihm doch schon alles genommen, was soll man ihm noch nehmen können?» unterbricht sie ihn.

«Es handelt sich um etwas anderes... ich denke mir auch nicht, daß er die fatale Geschichte abwarten, sondern auf Reisen gehen wird.»

Rosy überlegt. Sie versteht nicht, was er andeutet, aber sie hat einen heißen Kopf bekommen: «So werd' ich eben warten, bis er zurückkommt.»

«Mein Liebes, das kann eine Ewigkeit dauern...»

«Warum kann er mich nicht mitnehmen?»

«Das dürfte er wohl kaum riskieren, denn für Leute in seiner Lage gibt es nur die französische Fremdenlegion... oder dann...»

Rosy hat plötzlich Tränen in den Augen. Sie schreit: «Oder dann...»

«Das Gefängnis», sagt er leise.

Rosy muß sich am Tisch halten: «Und er soll ins Gefängnis, weil er nicht zahlen kann? Das ist doch gar nicht möglich... es ist doch kein Verbrechen, wenn man Schulden hat, wenn man arm ist...»

«Gewiß nicht, aber sein Fall liegt anders... er hat über Geld verfügt, das ihm nicht gehörte... das ist ein Delikt, verstehst du, aber das ist gar nicht verwunderlich. Es mußte doch so kommen. Eines kommt nach dem anderen. Und wie das Schicksal alles seltsam arrangiert. Nun wird er ungefährlich sein, weder mir noch dir mehr schaden können. Denn siehst du, wenn ich morgen sterbe, was ich weiß Gott noch nicht vor habe, dann wird dieses große Vermögen an dich kommen und dann hätte er doch seine Hand drin gehabt. Nun aber tritt er vom Schauplatz ab. Ich hatte vieles, aber ich habe nicht so viel erhofft...»

Rosys Kopf sinkt langsam auf die Tischplatte. Ihr Nacken zuckt. Sie wendet tröstlos. Er sitzt ihr ruhig gegenüber. Hildegard öffnet hinten die Türe, legt Silbergeschirr in eine Schublade, steht plötzlich hinter dem ovalen Tisch still und schaut herüber. Verschwindet dann wie ein Geist.

Rosy richtet endlich ihren Kopf auf. Ihr Gesicht ist von nassen Stränen überzogen: «Und wenn ich da bleibe», stottert sie, «dann gibst du das Geld?»

«Aber nein, das hätte doch gar keinen Sinn», der Ausdruck seines Gesichtes ist klug, berechnend. «Siehst du, ich habe fast zwanzig Jahre auf diesen Augenblick gewartet, der Zufall gibt mir in wunderlicher Weise alle Karten in die Hand. Ich kann jetzt doch keine Konzessionen machen. Es geht um alles und er hat es doch selbst so gefügt... Siehst du, er ist furchtbar klug, aber zu allerletzt ist er wieder furchtbar töricht...»

Er geht nun auf und ab. Hat beide Hände in die Rocktaschen gesteckt.

«Wieviel ist es denn?» hört er sie fragen.

«Das ist doch ganz gleichgültig... es kommt nicht auf die Summe an, sondern darauf, daß er sie nicht finden kann. Daß ihm niemand helfen wird. Denn in unseren Tagen, wo das Geld so rar ist, wird ihm nicht geholfen werden...»

«Aber ich will ihm doch helfen», schreit sie auf.

Er sieht sich beunruhigt um, als ob er Angst hätte vor Skandal: «Du liebes Kind», sagt er, «es ist heute für dich unerhört schmerzhaft, ich kann das verstehen, aber damit wird unsere Familie gerettet, damit ist wieder eine Zukunft da für eine oder zwei Generationen. Ich kann mich in ein paar Jahren hinlegen und ruhig sterben, weißt du, was das heißt?»

«Du willst nicht sagen, wieviel es ist?» hebt sie wieder an. Er antwortet nicht darauf. Er geht immer hin und her, wie von einem starken lohenden Feuer geschürt.

«Und wenn er nun in die Fremdenlegion ginge, wenn er von sich aus ginge... so würdest du das Geld geben, damit er doch nicht zum Gefängnis verurteilt wird?»

Gustav Adolf steht still: «Es kommt darauf an, daß er nicht mehr zurückkommen kann... das ist die Garantie, die ich brauche.»

«Aber wenn er nun dableibt? Wenn er sagt, ich habe etwas Schlechtes getan, ich will es durchhalten... ich will ins Gefängnis gehen... ich würde jedenfalls zu ihm stehen.»

Gustav Adolf stutzt: «Du gutes Kind, er ist stolz, ich will ihm den Schimpf nicht antun zu glauben, daß er nachher erhobenen Hauptes sich zeigen würde, er wäre in jedem Fall ausgelöscht, hätte jeden moralischen Kredit verloren. Bedenke doch, dein Vater ist ein bekannter Mann. Er hat jahrelang in der großen Welt verkehrt, er hat mit den besten Leuten am selben Tisch gegessen. In einem solchen Fall genügt eine kleine Notiz in der Zeitung, drei Zeilen und es ist aus... es ist alles aus...»

Rosy starrt den alten Herrn mit großen, entsetzten Augen an: «Und du willst ruhig sterben können, nachdem du Carl Erich umgebracht hast?... Das ist doch ein Verbrechen... verstehst du, ein Verbrechen...», sie schreit laut, läuft zur Türe und reißt sie auf.

Wie sie nach oben kommt, steht Hildegard schon da, zitternd wie ein Laub.

Rosy stürmt in Mamas Zimmer und wirft sich aufs Bett. Hildegard kommt herein und macht die Türe zu. Sie setzt sich neben sie ans Bett und streichelt ihren Arm.

Sie weiß nicht, was sie tun soll. Sie stöhnt nur leise und redet vor sich hin.

Auf einmal zeigt Rosy ihr verwintes Gesicht: «Du hast kein Geld?» fragt sie leise.

«Liebes», antwortet Hildegard, «ich hätte's ihm doch selbst gegeben, wenn ich welches besäße... aber ich hab nichts... Du mußt dich ausziehen», sagt sie nach einer Weile.

Rosy rührt sich lange nicht, dann rutscht sie über das Bett herunter, läßt ihre Halbschuhe auf den Boden fallen. Hildegard zieht ihr die Strümpfe aus. Es ist wie zur Zeit, da Cecile ein junges Mädchen und am Abend oft recht müd war. Auf dem Tisch liegt die Pyjamahose, in der Rosy Carl Erichs Brief eingewickelt hatte.

Schließlich liegt sie im Bett. Hildegard geht leise hinaus, zieht die Türe zu. Durch das offene Fenster kommt etwas Helle herein. Rosy liegt wie betäubt. Eine Uhr schlägt. Sie zählt die Schläge mit. Es ist erst zehn Uhr. Welche Nacht sie noch vor sich hat.

Das Christkind singt der Sonne...

Das Christkind hat nicht Pelz noch Schuh.
Es singt der müden Sonne zu,
Die frostigrot am Himmel hängt:
Steig wieder auf und werde du
Zum Licht, nach dem die Erde drängt.

Die Sonne flieht aus warmem Glanz
Dem Christkind einen goldenen Kranz.
Ein Wölklein schenkt ihm Wandersuh.
Drauf wiegt im leichten Flokentang
Der Abend still den Tag zur Ruh.

Das Christkind singt der Wintermacht:
Ihr güldnen Sternelein aufgewacht
Und Glocke, Baum und Menschenkind!
Die Sonne steigt; eh' ihr's gedacht,
Weht mild und süß der Frühlingswind.

Bruno Schönland

Als sie wieder eine Uhr schlagen hört, wacht sie auf. Sie muß wissen, wieviel Geld Carl Erich braucht. Sie steht auf und stellt sich ans Fenster. Ein blasses Mondlicht liegt über den Bäumen. Sie hört fern ein Automobil, dann ein zweites... ein Hund bellt.

Rosy hat eine Idee. Vielleicht liegt der Brief irgendwo unten in der Bibliothek. Sie öffnet die Türe, macht ein paar Schritte im Gang. Der Boden knarrt, aber sie kommt zur Treppe. Sie steht eine gute Weile still, geht dann Tritt für Tritt hinunter. Niemand regt sich im Haus. Es ist nur zeitweilig, als ob das Holz in der warmen Sommernacht krache. Endlich ist sie vor der Türe der Bibliothek. Sie macht auf, drinnen ist Zwielicht. Man hat keine Laden geschlossen. Sie geht auf dem Teppich. Auf dem Eichentisch, an dem sie gesessen hatten, ist nichts außer dem dicken Buch mit dem Schweinslederband.

An der Wand ist ein Schreibtisch mit einer Stehlampe. Dort sieht sie im Halbdunkel Papier. Eins auf dem andern geschichtet. Sie dreht die Lampe auf. Der Brief liegt oben drauf. Sie öffnet ihn, sucht feibrig eine Zahl und findet achtausend Mark... als die Türe geht.

Gustav Adolf steht da im braunen Schlafrock mit nackten Füßen.

Rosy sagt: «Ich hab' nur die Summe wissen müssen.»

Er antwortet nichts und schließt wieder die Türe.

Sie geht jetzt die Treppe hinauf.

Gustav Adolf hat ihr für die Abreise keine Schwierigkeiten bereitet. Es ist vielleicht besser, wenn sie noch Erfahrungen macht. Sie kennt den Weg und wird wieder kommen.

Er hat von der ganzen Affäre nicht mehr gesprochen. Er hat sie nett und fürsorglich an die Bahn begleitet, nachdem sie beide am ovalen Tisch ihr Frühstück eingenommen hatten. Er hat sie behandelt wie jemanden, der zur Familie gehört, auf den man so viel, aber auch nicht mehr Rücksichten zu nehmen braucht.

Der kleine Zug fängt zu rollen an. Gustav Adolf steht noch auf dem Bahnsteig. Die Arbeiter, die vorbeigehen, ziehen ehrfurchtsvoll den Hut. Rosy ist höflich. Sie schaut zum Fenster hinaus und verneigt sich.

Sie denkt immer nur: Sind achtausend Mark viel oder wenig Geld... Dann kommt es ihr vor, daß der alte Herr nicht mehr ganz bei Verstand ist. Wie wäre sonst ein solcher Haß möglich. Und zwanzig Jahre hat er darauf gewartet... Es ist klar, daß Carl Erich das Geld nicht finden kann, denn wenn er sie schickte, ist's ein

Zeichen, daß es der letzte Ausweg war. Er ahnt wohl das Resultat.

Rosy überstört Angst. Wenn er flüchtet oder sich etwas antut. Sie muß das Geld beschaffen, aber wie? Sie hat einen Gedanken: «Boromäus...» Carl Erich darf nicht wissen, daß Großvater sich weigert. Er muß glauben, daß sie das Geld von ihm bekommt.

Wie der Zug in die Station einfährt, erkundigt sie sich, ob sie ein Telegramm schicken kann. Nein, von der Station aus nicht. Sie müßte auf die Post, aber sie kann's dem Postboten mitgeben, der an den Zug kommt. In einer Viertelstunde ist der Expres da. Sie verschafft sich ein Blatt Papier. Sie schreibt: «Lieber, muß noch hierbleiben, komme bald, mache das Geschäft...» Während sie schreibt, beb't ihr der Mund und ihre Augen sind feucht. Wie schrecklich es doch in ihr Herz schneidet.

Und auf einmal, während sie mit ihrem kleinen Handkoffer auf dem Bahnsteig steht, kommt eine schreckliche Wut über sie. Daß man den Menschen, der doch ihr Vater ist, dessen Namen sie trägt, opfern will, ist so grausam und herzlos, daß der Gedanke nur aus einem alten, versteinerten Gehirn kommen kann. Was für ein Unglück... was für ein entsetzliches Unglück.

Und in welcher Spannung der Aermt sie muß. Sie kann jetzt nicht zu ihm ins Hotel. Er muß denken, daß der Alte Bedingungen stellt, daß sie aber das Geld bringt. Sie wird im «Regina» fragen, ob man ihr für ein paar Tage ein kleines Dienstbotenzimmer unter dem Dach geben kann. Dann wird sie an Boromäus telefonieren. Sie hat keine andere Wahl.

Wie dumm, daß sie so einfältig auseinandergekommen sind. Aber, wird er das Geld leihen? Wenn der Alte so sicher damit rechnet, daß der Betrag nicht zu finden ist, muß es schwer sein. Wenn der Indiskrete Geld gehabt hätte. Zudem ist er jetzt irgendwo im Gebirge.

Der Tag im Schnellzug ist eine Flucht vor schlimmen Visionen. Wie der Zug gegen halb sieben mit dumpfem Dröhnen in die Halle geht und sie dann im Gedränge auf dem Bahnsteig weitergeschoben wird, hört sie eine Stimme und erschrickt. Es ist der Bahnhofportier vom «Regina». Sie ist froh, sie kann nun mit dem Autobus ins Hotel fahren.

Sie stellt ihre Handtasche zuerst ins Office vom vierten Stock und trifft Natalie. Natalie fragt: «Wie geht es, me-in Kle-ines?» Sie ist mit ihrem guten Lächeln und ihrem singenden Ton für Rosy eine Erlösung. In Natalies Zimmer ist ein Bett frei seit dem fünfzehnten, wo das andere Mädchen der Etage entlassen worden war.

Rosy geht in die Telefon-Zentrale. Da sitzen die Telefonistinnen vom Tagdienst, den Hörer über den Kopf gestülpt, das Mikrophon in der linken Hand, sehen sie die Lichter vor sich aufgehen, reden und stöpseln.

Rosy sitzt eine gute Weile hinter ihnen. Da dreht sich eine um und lächelt ihr zu. Rosy neigt sich vor: «Hat man in den letzten zwei Tagen nie nach mir verlangt?» Die zweite dreht sich ebenfalls um: «Nein...» Beide schütteln den Kopf.

«Dr. Boromäus verlangte mich manchmal», hebt Rosy wieder an.

Die eine gibt eine Verbindung, die andere lächelt und sagt: «Weiß ich...» Sie spricht wieder ins Mikrophon, während sie kaum ihre Lippen bewegt: «Bitte, hier 'Regina'... Ja... gnädige Frau?»

Rosy sieht einen Augenblick zu. Die zweite stöpselt: «Hier Frau von Waldersee...»

«Haben Sie vielleicht seine Telefonnummer?» hebt Rosy wieder an.

Die eine dreht sich um: «Muß irgendwo sein...», sie schlägt, während sie spricht, im Telefonbuch nach: «Ist nicht unter seinem Namen... es ist eine Finanzgesellschaft... die Nummer hatte ich vor eine paar Tagen auf einem Blatt... es war jemand im Hotel, der ihn wiederholt verlangte...»

Rosy starrt sie mit großen Augen an.

«Oh, nichts Besonderes», erklärt die andere, «ein Mädel... er hat sie abgewimmelt...»

«Danke schön...» Rosy steht auf. «Wie könnte ich diese Telefonnummer bekommen...?»

«Vielleicht kann ich sie Ihnen morgen besorgen...»

«Ich wäre Ihnen sehr dankbar...»

Rosy sieht auf die Uhr und geht zum Essen hinunter. Der russische Graf sitzt da, ißt langsam, hebt nur, während sich Rosy an den langen Tisch setzt, den Blick.

Eine Krankenschwester, die Rosy noch nie gesehen hat, sagt: «On est ici dans une caserne...» Sie sieht sich dabei ringum, als ob sie auf Beifall wartete.

«Je crois bien...», sagt der Marokkaner, der ihr schräg gegenüber sitzt. Sie fangen nun eine Konversation an, aus der Rosy versteht, daß die Krankenschwester auf der Reise ist mit einem Herrn nach Marienbad. Sie ist mit ihm bisher jedes Jahr in den Pyrenäen gewesen, aber nun soll Marienbad versucht werden.

Der Marokkaner hört ihr zu, hat glänzende Augen und sagt nichts. Die Krankenschwester findet ihn offenbar interessant. Sie ist Belgierin.

Rosy ist schon daran, ihr Dessert, etwas Reis mit Kompott, zu essen, als Hilde endlich erwischt: «Wo haben Sie denn gesteckt?»

«Ich mußte meinem Großvater einen Besuch machen.»

«Ach, Sie haben einen Großvater?»

«Seh' ich nicht so aus?»

(Fortsetzung Seite 1648)



Weihnachten, wie wir uns sie wünschen.

«Warum nicht... Sie haben mir gemangelt...»

«Ist das möglich?»

«Sie gefallen mir», Hilde ißt die Suppe, «man fühlt doch gleich, woher Sie kommen. Das Deprimierende bei uns Angestellten ist, daß man fast immer mit Leuten arbeitet, die unglaublich vulgär sind.»

«Beziehen Sie das auf die Direktion?» lacht Rosy.

Hilde verdreht nur die Augen: «Ich hab' Streit mit meinem Verlobten», sagt sie, «das kommt nun alle zwei Wochen vor. Ist es ein gutes oder ein schlechtes Zeichen?»

«Das kann ich nicht wissen...»

«Nun, Sie leben doch sicher auch nicht immer in absoluter Eintracht mit Ihrem Mann?»

Rosy muß lachen, als sie erklärt: «Wir leben wie alle Leute... können Sie mir einen Rat geben?»

«Schießen Sie los...»

«Sind achttausend Mark viel oder wenig Geld?»

Hilde legt ihre Gabel, die sie zum Munde führen wollte, wieder auf den Teller und sagt: «Donnerwetter, muß es Ihnen im Leben gut gegangen sein, daß Sie noch so naiv sind. Achttausend Mark sind heute für reiche Leute eine Summe. Achttausend Mark in barem Geld... wiederholt sie nachdenklich... damit ist etwas anzufangen... wie kommen Sie darauf?»

«Nun», sagt Rosy, «jemand, den ich kenne, muß sich achttausend Mark beschaffen...»

«Ist es Ihr Großvater?»

Rosy lacht: «Ach nein, für den wäre das eine Kleinig-

keit, aber er würde eher sterben, als achttausend Mark herausgeben...»

«Drum hat er auch Geld», bestätigt Hilde... «Wir armen Teufel sind generös, wir leben alle über unsere Verhältnisse, aber ein so vertrockneter alter Knabe, der noch einen Zahn im Mund hat und halb paralytisch ist, der hält sein Geld zusammen, als ob er noch zweihundert Jahre leben müßte...»

Rosy ist schweigsam geworden.

«Wissen Sie», fährt Hilde fort, «mit den Männern ist es zu allen Zeiten eine Qual. Wenn sie jung sind, sind sie launisch und haben uns alle paar Wochen wieder einmal satt, daß sie uns nicht mehr riechen können. Sind sie alt, dann ist mit ihnen nicht zu leben, weil sie blöd werden. Wir sind immer dazu da, alles einzustecken, die Herrschaften finden es ganz natürlich, daß wir jung und hübsch, ihnen zu Gefallen sind und sie dann, wenn sie alt und marode werden, wie kleine Jungen aufpäppeln.»

«Aber soweit sind Sie doch noch nicht», wirft Rosy ein.

«Komisch... Sie beklagen sich nie über ihren Mann», hebt Hilde wieder an, «aber hab' ich nicht recht? Sagen Sie mir, bitte, hab' ich nicht recht?»

«Sie haben recht», lacht Rosy, «dabei dürfen Sie mir glauben, daß mir's nicht ums Lachen ist...»

«Wegen der achttausend Mark?»

«Wegen vielerlei...»

«Spielt Ihr Mann?»

(Fortsetzung folgt)

«... und an den Menschen ein Wohlgefallen!»

(Fortsetzung von Seite 1641)

schufen Predigten, philosophische, theologische Aufsätze und technische Gutachten über Orgelbau. Er schrieb über Bach und seine Kunst, spielte auf den alten Organen alter Dome, die sich füllten, wenn Einladungen zu seinen Konzerten riefen. Er sammelte geduldig und mühsam Wissen und Geld. Alles nur mit dem einen Ziel: Afrika. Er praktizierte sein Jahr als Medizinal-Praktikant im Krankenhaus. Dann fuhr er endlich nach sechs harten Jahren der Vorbereitung mit vielen Kisten voll Werkzeug, mit Medikamenten und mit seiner Frau, die als Krankenpflegerin ausgebildet war, nach Afrika; stand dort als Doktor dreier Fakultäten, als Professor, Prediger und Meister der Orgel zwischen Urwald, Wasser und Sumpf, rodete, machte Sumpf trocken, schlug Bäume um, baute Baracken, legte Pflanzungen an, züchtete Ziegen, ließ die kranken Eingeborenen zu sich kommen, operierte und linderte Schmerzen, sprach gut zu den Schwarzen, half ihnen in allen Nöten — und war endlich ganz glücklich, weil er Gutes tun konnte. Der Krieg kam. Der Neger-Doktor wurde seinem Werk genommen und kam als Gefangener nach Europa. Er trug geduldig die bittere Isoliertheit und quälende Untätigkeit in den Gefangenenlagern. — Kam dann endlich krank und arm in sein Heimatdorf, in das die Batterien zweier Fronten tiefe Wunden geschlagen hatten. Kaum war der Krieg vorbei, als er schon wieder am Orgelpult saß, um sich die Mittel zu erspielen, die er brauchte, um seinen Schwarzen am Ogowe-Strom den Doktor wiederzugeben. Und als er dann zum zweitenmal an jenem Platz nahe am Äquator stand, den er damals verlassen mußte, fand er, daß Urwald und Sumpf und Gestrüpp sein Spital gefressen hatten. Und Albert Schweitzer rodete wieder, trocknete Sumpf, fällte wieder Bäume und baute Spitalgebäude. Größer und schöner noch als ehemals. Und mehr noch als vor dem Kriege kamen die Schwarzen zu ihrem Doktor und brachten ihre Schmerzen und Krankheiten, damit er sie heile. Auf 300 km im Umkreis ist Albert Schweitzer hier der einzige Arzt.

Heute ist Lambarene, das Urwaldspital, aus den Sumpfbereichen des Ogowe nicht mehr fortzudenken. Häuser, aus Holz und Blech gebaut, beherbergen ständig 250 bis 300 eingeborene Kranke, die von ihren Dorfgenossen oft als unrettbar aufgegeben, hier in Lambarene Heilung suchen und meist auch finden. Da kommen Kranke, denen die Tse-Tse-Fliege die Schlafkrankheit eingimpft hat, da kommen andere, an denen die Lepra frisst oder denen das Sumpffieber das Blut vergiftete; da kommen sie mit ihren Brüchen, Wunden und Qualen; da kommen junge Mütter, die die Hilfe des Doktors bei der Geburt wollen; da kommen andere, die tobsüchtige Geisteskranke gefesselt bringen — und alle kommen voll gläubigen Vertrauens. Viele von ihnen machten einen Weg, der sie viele Tagereisen durch Urwald und gefährlichsten Sumpf leitete, bis sie zu den Wasserwegen kamen, die zum Ogowe und von da nach Lambarene führten, das nur auf dem Wasserwege zu erreichen ist.

Drei Aerzte und acht europäische Pflegerinnen mußte Doktor Schweitzer im Laufe der Zeit aus Europa kommen lassen, um all denen zu helfen, die Hilfe bei ihm suchen. Ihm selbst aber hilft kein Staat, keine Organisation — nur seine eigene Kraft. Und immer mehr wächst dieses Urwald-Spital. Neue Gebäude entstehen, deren Architekt Albert Schweitzer ist. Pflanzungen für den Lebensbedarf der vielen Kranken wachsen aus gerodetem Boden; Albert Schweitzer läßt Kleinvieh aus Europa kommen und züchtet es selbst in geduldiger Mühe, er macht mühselige Experimente mit Nutzpflanzen, die seinen Spitalgästen Nahrung geben sollen.

Und alle paar Jahre verläßt Schweitzer für eine Zeit Lambarene und Afrika. Dann taucht er auf an den Orgelpulpen in großen europäischen Städten und spielt Bach. — Oder er steht auf dem Katheder europäischer Universitäten und liest über Philosophie. Einige Wochen aber sitzt er versteckt im Dorf seiner Heimat, schreibt angestrengt und liest Korrekturbogen. Und verdient in dieser ganzen Zeit in harter Arbeit die Mittel, die das Fortbestehen seines Urwaldspitals gewährleisten.

Bei seinem letzten Aufenthalt in diesem Jahre in Europa fand ich ihn in seinem oberelsässischen Heimatdorf. Er war hier nicht, weil er sich einen Urlaub gegeben hatte, sondern um Vorlesungen und Orgelkonzerte, die er in England gibt, vorzubereiten. Die Tage fanden ihn am Schreibtisch oder an der kleinen Orgel des Dorfkirchleins, auf der er übt und auf der er auch an Sonntagen zum Gottesdienst spielt.

So sah ich den Doktor dreier Fakultäten, den Professor und Urwaldarzt und großen Menschenfreund an einem Sonntag groß und wichtig wie ein Bauer an der Orgel sitzen und den Dorfbewohnern Bach vorspielen und zu ihren Gesängen begleiten. Und in der tönenden Musik, die diese kleine Dorfkirche füllte, spürte ich die erschütternde und große Melodie eines Lebens und eines Werkes, die in ihrer Weite und Tiefe eine mächtige Symphonie blutvoller Menschlichkeit ist.